

**Zeitschrift:** Appenzellisches Monatsblatt  
**Band:** 12 (1836)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Johann Grob  
**Autor:** Weisser, C.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-542125>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

A p p e n z e l l i s c h e s  
M o n a t s b l a t t.

Nro. 7.

Heumonat.

1836.

Was eben wahr ist aller Orten,  
Das sag' ich mit ungeheuten Worten.

Göthe.

555003  
Johann Grob.

Geschildert von Fr. Chr. Weiser.

Wir haben uns nicht geirrt, als wir vor einiger Zeit das Andenken Johann Grob's in diesen Blättern auffrischten \*) und dabei vermutheten, es möchte selbst der Namen dieses Dichters unter seinen Landsleuten ziemlich unbekannt geworden sein. Schon darum halten wir es für völlig angemessen, nochmals auf ihn zurückzukommen.

Die nachstehenden Aufsätze erschienen vor mehr als zwanzig Jahren im Morgenblatte \*\*). Ein großes Interesse erhielten sie schon durch den Namen ihres Verfassers, der, wie Grob, zu den ersten Epigrammatikern in deutscher Sprache gehört und als wahrer Geistesverwandte unsers Dichters von ihm spricht. Wir liefern seine Aufsätze vollständig, verweisen aber, zur Beichtigung und zur nähern Bestimmung einzelner Angaben, auf unsere frühern Mittheilungen.

W a r n u n g.

Laß stolzen Muth dich nicht verblenden,  
Mein Freund, und nimm dich wohl in Acht,  
Weil dir das Glück an allen Enden

\*) Monatsblatt 1835, S. 61 ff.

\*\*\*) Morgenblatt für gebildete Stände, Jahrg. 1811, N. 261;  
Jahrg. 1813, N. 109 und 110. Stuttgart.

Bisher nach Herzenslust gelacht,  
Als hätt' es, nimmer sich zu wenden,  
Gar einen Bund mit dir gemacht

Der falschen Göttinn sorglos trauen,  
Heißt nach der Weisen Spruch so viel,  
Als auf das Eis ein Lusthaus bauen.  
Sie steckt uns gern ein blindes Ziel;  
Sie läßt oft schöne Karten schauen,  
Und bringt nachher das schlimmste Spiel.

Ein Mann, den kluger Sinn begabet,  
Rehrt sich nicht an den falschen Glanz.  
Wen heute Rosenduft noch labet,  
Trägt morgen den Cypressenkranz,  
Und wer jetzt stolz vor Andern trabet,  
Sinkt später mit im Bettlertanz.

Wer kennt das Loß der kurzen Wochen?  
Wer weiß, was schon der Abend bringt?  
Oft wird die Wollust unterbrochen,  
Wenn man am meisten lacht und singt;  
D'rum hüte Jeder sich, zu pochen,  
Wenn ihm gleich Alles wohl gelingt.

Ein Schiffer zieht bei gutem Winde  
Die aufgeblasenen Segel ein:  
Das Wetter ändert sich geschwinde  
Und sendet Sturm auf Sonnenschein.  
D'rum lern' auch du vom Schiffsgesinde,  
Fortunen klug genug zu sein.

Wer Uebermuth im Glücke zeigt,  
Den höhnt im Unglück Jedermann.  
Wer aber nie sich übersteiget  
Und Pracht in Wohlfahrt meiden kann,  
Den sieht man, wenn sein Stern sich neiget,  
Mit helfendem Erbarmen an.

---

Der wackere Schweizer, welchem das vorstehende Gedicht  
sein Dasein verdankt, hatte das Schicksal, eine lange Reihe  
von Jahren völlig unbekannt zu sein. Die größten Bücher-

kenner schweigen von ihm, oder erwähnen seiner, wie Adelung in seinen Ergänzungen zu Jöchers Gelehrten-Lexikon nur flüchtig und unvollständig, und selbst der verdienstvolle Herausgeber der lyrischen Anthologie, dieser eben so sorgfältige, als geschmackvolle Forscher nach den ältern Schätzen deutscher Dichtkunst, war, wie es scheint, nicht so glücklich, ihm auf die Spur zu kommen. Wenn also ein immerwährendes Obenschwimmen auf der Bücherfluth den Werth eines Dichters entscheidet, so verdient das Andenken des unserigen schwerlich, erneuert zu werden. Allein beinahe jede Probe seiner Werke wird, wie ich hoffe, Männer von unbefangnem Urtheil von dem Gegentheil überzeugen.

Das siebenzehnte Jahrhundert, und besonders die letzte Hälfte desselben, war bekanntlich der deutschen Poesie nichts weniger als günstig. Um so mehr Aufmerksamkeit verdient ein Dichter aus diesem Zeitraume, der in der lyrischen Gattung neben Opitz, Dach, Flemming und andern, und in der epigrammatischen neben Logau und Bernike, ob er sich gleich von beiden durch seine Eigenthümlichkeit wesentlich unterscheidet, eine ehrenvolle Stelle behauptet. — Einige seiner Epigramme kennt das Publicum bereits aus der von Haug und Weißer herausgegebenen Anthologie, und es war über den Werth derselben — denn nicht nur gewisse Knaben, sondern auch unparteiische, redliche und einsichtsvolle Männer haben jene Sammlung beurtheilt — nur Eine Stimme.

So gewiß ich aber meine Vorliebe für den Dichter bei dem bloß vernünftigen Theil des Publicums durch ihn selbst gerechtfertigt zu sehen hoffen darf, so wenig Beifall verspreche ich ihm auf dem erhabenen, christlich-poetischen Capitol unserer Zeiten, dem bekanntlich zur vollkommenen Aehnlichkeit mit dem weiland heidnischen auch die wachthabenden Gänse nicht fehlen. Der arme Grob hat zwar manche Phyllis, aber nicht eine einzige Calender-Heilige besungen, und was die Sonette betrifft, so geht seine profane Plattheit bis zum

epigrammatischen Spott über dieselben; ja es ist sogar die lästernde Behauptung von ihm zu lesen, ein Pathengeschenk von vierzehn wohlklingenden Dukaten sei den vierzehn Zeilen eines Klinggedichtes unendlich vorzuziehen. Des großen Carfunkels endlich gedenkt er mit keiner Sylbe, und aus dem Geiste seiner Poesie ergiebt sich unwidersprechlich, daß ihm der heilige Mysticismus unserer Tage ein Aergerniß und eine Thorheit gewesen wäre. Es ist also beinahe zu fürchten, daß man noch mehr als hundert Jahre nach seinem Tode das „Kreuzige ihn“ über den armen Dichter ausrufe, und den Versuch, sein Angedenken zu erneuern, mit Pasquillen belohne.

Einige Umstände von dem nichts weniger als einförmigen Leben des Dichters sind den Lesern des Morgenblatts gewiß nicht unwillkommen.

Er wurde zu Lichtensteig im Toggenburg, ungefähr ums Jahr 1630, geboren. Nach Vollendung seiner Studien machte er eine Reise durch Frankreich, Italien, Deutschland, die Niederlande und England. Von 1661 bis 1664 finden wir ihn in chursächsischen Kriegsdiensten. Er kam ins Vaterland zurück und erhielt von dem Bischof von St. Gallen die Stelle eines Commissärs, ohne daß man irgendwo Aufschluß darüber erhält, welche Berrichtungen mit diesem Amte verbunden waren. In der Folge sah er sich der Religion wegen genöthigt, Toggenburg zu verlassen. Er fand eine Freistatt zu Herisau im Lande Appenzell, und widmete seine Muße der Mathematik und der Dichtkunst. Im Jahr 1690 gelang es ihm, beim Kaiser Leopold I. eine Ausnahme von dem strengen Verbote der Getraideausfuhr zum Vortheile des Landes Appenzell Außerrohden zu bewirken, und dieser wichtige Dienst wurde mit dem Landrecht, womit die Gemeinde zu Herisau ihn beschenkte, und mit der Aufnahme in den dortigen Magistrat belohnt. Der Kaiser ließ ihm bei dieser Gelegenheit den poetischen Lorbeerkranz aufsetzen. Auch erhob ihn der von ihm besungenen Monarch in den Adelsstand.

Dieser Auszeichnung gedenkt der Dichter in einem Gespräch mit Phöbus, und noch deutlicher in folgenden Epigramme.

An den Cassian.

Ich gewahr', o Cassian, daß du Stirn und Nase rümpfest,  
Und auf mich, den alten Freund, aller Orten giftig schimpfest,  
Nur aus unverdientem Neide, nämlich weil dich dieses kränkt,  
Daß mir Leopold gewogen, und mir Schild und Adel schenkt,  
Wegen meiner Pieris, die sich mit den Dreaden  
Ihn zu singen hat erkühnt. Nun, was wird dir solches schaden?  
Laß mein Glück dich nicht verdriesen! Giebt mir gleich der Kaiser  
Stand,  
Läßt er zwei mir doch noch fehlen, nämlich Gold und Ritterland.

Sein Tod erfolgte nach dem von Leu herausgegebenen allgemeinen helvetischen Lexicon im Jahre 1667. Was ihn in der Geschichte seines Lebens bei den erhabensten Geistern und den tiefsten Gemüthern unserer Zeit am wenigsten empfehlen wird, ist sein Betragen bei der bischöflichen Religionsverfolgung. Es ist im Ernst unverzeihlich, daß er diese herrliche Gelegenheit nicht benutzte, um durch feierliches Abschwören des verhassten Protestantismus die ächte Dichterweihe zu empfangen. Wir würden zuverlässig uns an seinen Gedichten ganz anders erbauen, wenn er ihre Sylben an einem Rosenkranze abgezählt, und den Glauben angenommen hätte, bei welchem man nach den neuesten Entdeckungen nicht nur allein selig, sondern auch allein ein Poet werden kann.

Die erste Sammlung der Poesien unsers Dichters erschien im Jahre 1678 zu Basel bei Johann Brandmüller, in Duodezformat, unter dem Titel: Dichterische Versuchgabe, bestehend in deutschen und lateinischen Aufschriften, wie auch etlichen Stimmgedichten, oder Liedern, den Liebhabern poetischer Früchte aufgetragen, von Joh. Groben. Erst im Jahr 1700 folgte ihr ohne Anzeige des Druckortes eine zweite, die der Verfas-

fer Reinholds von Freienthal poetisches Spazierwäldlein, bestehend in allerhand Ehren-, Lehr-, Scherz- und Strafgedichten, betitelte. Sonderbar ist es, daß diese letzte, drei Jahre nach dem Tode des Verfassers erschienene Sammlung dieses Todes mit keiner Sylbe gedenkt, und zum Beweise, daß er wenigstens es war, der sie für den Druck ordnete, dient die von ihm selbst herrührende Vorrede.

Ueber den Werth seiner Gedichte erklärt sich der Verfasser in beiden Sammlungen mit vieler Bescheidenheit, und will nur für einen Mann gelten, der als ein Liebhaber der alten und neuen rechtschaffenen Poeten, und durch den Umgang mit ihnen etwas von ihren Sitten und Gewohnheiten angenommen habe, ohne selbst einer ihres gleichen zu werden, wozu, wie er sagt, mehr gehöre, als Mancher sich einbilde, oder ihm seine Verhältnisse gestattet hätten.

In der That offenbart sich aber in seinen Gedichten nicht nur die vertrauteste Bekanntschaft mit den vorzüglichsten ältern und neuern Dichtern, sondern auch der Mann von Welt, Erfahrung, mannigfaltigen Kenntnissen und vielseitiger Bildung. Dem Zoilus vergißt er nach damaliger Weise, nach welcher die Antikritik vor der Kritik erschien, ebenfalls nicht, das Nöthige zu sagen, und erklärt ihm trocken, daß er sein ungutes Beginnen mit ruhigem Gemüthe verachten und verlachen werde. Als Herr von Freienthal, von welchem Namen er bemerkt, daß er ihm nicht aus Furcht, oder Mißtrauen, sondern aus Bescheidenheit und wegen der Gleichförmigkeit mit dem Titel seines Buches sich angedichtet habe, sagt er von dem Bücherschreiben, es sei eine Mittelsache, wie das Heirathen, welches man lassen, oder nicht lassen könne, und setzt hinzu, im letzten Falle müsse man es lediglich dem Glück und der Zeit anheimstellen, ob daraus Vergnügen oder Verdruß, Lob oder Tadel, Ehre oder Verachtung entstehe. Wer wird ihm nicht Beifall geben, und zugleich wünschen, die Frage, ob man lassen, oder nicht las-

sen soll, möchte beim Bücherschreiben wenigstens eben so sorgfältig, als beim Heirathen bedacht werden? Der cato- nischen Brüderschaft, die seine Durchhehlung der fehlbaren und unanständigen Lebenssitten allzu ausgelassen und spöttisch finden möchte, führt er zu Gemüthe, dergleichen Lasterbe- strafung sei zu allen Zeiten üblich gewesen, darum, daß man sie nützlich und sehr dienlich befunden habe, das ärgerliche Wesen abzuschaffen, dagegen aber das löbliche zu pflanzen. Der gute Grob! Bei uns kommt er mit diesem heilsamen Zwecke seiner juvenalischen Muse offenbar zu spät. Das är- gerliche Wesen haben wir bekanntlich längst ohne alle Sa- tyre abgeschafft, und das löbliche dagegen gepflanzt.

Je weniger aber seine Pfeile uns selbst treffen, desto grö- ßer muß nothwendig das Vergnügen sein, das wir an ihnen finden, und zuverlässig werden wir gar nicht satt werden können, bei ihm zu lesen, welche verstockte Sünder und un- geheure Thoren unsere Väter gewesen sind.

Diese Nachrichten waren zum Theil bestimmt, einer Samm- lung vorgelegt zu werden, welche unter dem Titel: Aus- erlesene Blumen von Johann Grob, einem schwei- zerischen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, ans Licht treten, und eine Auswahl der vorzüglichsten lyri- schen und epigrammatischen Versuche des Dichters enthalten sollte. Allein werden doch gegenwärtig selbst die von unserem neuen Mittelalter hervorgebrachten Sängler, trotz ihrem Hei- ligenschein um die Köpfe, von den großmüthigsten Buch- händlern der Verzweiflung überlassen: wie könnten also die Unglücklichen und Unheiligen, die, wie der arme Grob, zu spät und zu früh geboren wurden, Erbarmen von ihnen hoffen? Das stolze Leipzig mit seiner Büchermesse ist noch tiefer gefallen, als weiland das stolze Babel, und bald wer- den die deutsch lesenden Weltbürger ihre Geistesnahrung auf einem Markte, und vielleicht aus einer Bude mit der leiblichen kaufen können. Aber desto besser. Ein kleiner bes- cheidener Tragkorb, voll echt deutscher Litteratur, das heißt,

voll gehörnter Siegfriede und in diesem Jahre auf Löschpapier gedruckter Wunderhörner und ähnlicher Köstlichkeiten, findet selbst auf dem Jahrmarkte zu Plundersweilen Raum genug, und was ist natürlicher, als daß Bücher, welche für Obstböckerinnen und Krautweiber geschrieben sind, auch an der Seite dieser gemüthvollen Damen feilgeboten werden? Oder sollte man nicht überhaupt aufhören, zwar nicht Bücher zu schreiben, aber doch zu drucken? Wüßte man doch gerade in der goldenen Zeit der Deutschen, in dem seligen Mittelalter, nichts von der unseligen Kunst des gottlosen Hexenmeisters und Teufelsbanners Faust, und in unsern Tagen würde es uns in der That zum doppelten Vorwurfe gereichen, wenn wir eine Erfindung nicht untergehen ließen, die den neuen Mönchen, mit welchen wir die alten Klöster zu bevölkern nicht abgeneigt sind, ihren angenehmsten und nützlichsten Zeitvertrieb raubt. Daß eben diese frommen und emsigen Männer uns nicht nur die Buchdrucker, sondern auch die Censoren ersparen könnten, fällt von selbst in die Augen, und welche Litteratur wird es mit der unserigen aufnehmen, wenn das, was die Mönchsköpfe außerhalb den Klostermauern ausbrüten, erst noch durch die Mönchsköpfe innerhalb derselben geläutert wird, ehe es sich ans Licht wagen darf? Es liegt des Trostes zu viel in diesen Aussichten, als daß das Schicksal meines kleinen Heftes mich noch zu bekümmern vermöchte! Es mag im Pulse vermodern, und den Manen des schweizerischen Opitz und Logau genüge es an dem Opfer, das mir ihnen in dem Morgenblatt zu bringen vergönnt wurde.

Gewiß steht der fröhliche Sänger und geistreiche Spötter von Toggenburg bei den meisten Lesern des Morgenblatts noch seit ihrer ersten Bekanntschaft mit ihm, ob sie gleich während dieses Zeitraums manchen der jüngsten Jünger Apollo's völlig vergessen haben mögen, in gutem Angedenken, und ich darf es also wohl wagen, den frühern Nachrichten von dem Leben und den Werken desselben noch einige neuere

beizufügen, die ich der Gefälligkeit des Hrn. Professors Fels in St. Gallen verdanke.

Dieser würdige Mann machte schon vor einigen Jahren eine Versammlung von Freunden auf den Dichter und seine gedruckten und ungedruckten Werke in drei Vorlesungen aufmerksam, bei welchen er vorzüglich die von einem Urenkel desselben, dem Hrn. Artillerie-Hauptmann Grob in St. Gallen, ihm mitgetheilten Handschriften, zugleich aber auch einige von Hrn. Actuar Hartmann bekannt gemachte Nachrichten, ferner einen im Decemberheft der züricher Monatschrift Isis, Jahrgang 1807, unter der Aufschrift: Erneuerung des Andenkens an einen wenig bekannten Dichter, abgedruckten Aufsatz, so wie eine kurze Biographie desselben von Hrn. Rathschreiber Schäfer in Herisau benutzte.

Das eigentliche Geburtsjahr des Dichters ist noch immer ungewiß. Da er aber schon 1661 bei der Schweizergarde in Dresden Dienst nahm; so kann er nicht wol später, als zwischen 1640 und 1645 geboren sein. Sein Geburtsort ist Grobenenzschweil in der Grafschaft Toggenburg, und sein Vater war Hans Grob, Landescommissarius und Weisiger des toggenburgischen evangelischen Capitels.

Je mehr Verdienste dieses ehrenvolle Amt, nach der Bemerkung des Hrn. Professors Fels, voraussetzte, desto sicherer darf man von den Eigenschaften des Vaters auf die Sorgfalt schließen, welche er der Erziehung und der Bildung des Sohnes widmete, der sich schon in der Primarschule eben so sehr durch glückliche Anlagen, als durch den Eifer, mit dem er sie benutzte, auszeichnete, und durch die Hoffnungen, die er erregte, einen vorzüglichen Landgeistlichen aufmunterte, sich seinem besondern Unterricht zu unterziehen, und ihn zu den höhern Studien vorzubereiten. Es darf, ob man gleich in unsern Tagen zuweilen sogar die Würde eines öffentlichen Lehrers erhalten kann, ohne den Donat zu verstehen, nicht verschwiegen werden, daß er

besonders in der römischen Sprache eine ungewöhnliche Stärke erlangte. Dafür lobten aber auch seine deutschen Gedichte den Meister, ohne daß der Meister selbst sie zu loben brauchte, und die lateinischen zeugen auch dadurch von seiner gründlichen Sprachkenntniß, daß er sie erst lange nach den Schuljahren, und also in einem Alter verfertigte, in welchem man Alles, was man jung nur halb wußte, gewöhnlich gar nicht mehr weiß.

Von seinen Reisen läßt sich mit Gewißheit nichts sagen, als daß er, wie aus einem Abschiedsgedichte an seinen Reisegefährten erhellt, mit diesem in Paris lebenden vertrauten Freunde Hamburg und Bremen besuchte, sich von dem letzten Ort nach London, und von dort nach Friesland und Holland, und durch die spanischen Niederlande nach Paris begab, von seinen Eltern aber nach einer Abwesenheit von dritthalb Monaten nach Hause berufen wurde. Nach andern Nachrichten mußte er auch Italien besucht und überhaupt eine längere Zeit der Kenntniß fremder Länder gewidmet haben. Daß er aber auch nur nach jenem kleinen Ausfluge die Welt nicht wenigstens mit einer kurzen, etwa ein halbes Duzend Bände füllende Reisebeschreibung beschenkte, welche Unbegreiflichkeit in den Augen so vieler Hohl- und Flachköpfe unserer Tage, die wie Handwerksbursche wandern, wie Handwerksbursche die Fremde begaffen, und wie Handwerksbursche die Zeichen und Wunder, die sie sahen, und — nicht sahen, beschreiben! Doch bei einem Manne von den Talenten und Kenntnissen unsers Dichters ist es in der That zu bedauern, daß er Beobachtungen mit ins Grab nahm, für welche wir ohne Zweifel, mit wenigen Ausnahmen, die Ware von zehn Leipziger Messen in diesem Fache ohne Bedenken hingeben würden.

In Richtensteig trieb er mit Vortheil einen Leinwandhandel, den er wahrscheinlich auch noch nach erhaltener Stelle eines bischöflichen Commissärs fortsetzte. Sein schnelles Emporkommen reizte den Neid gegen ihn, und durch freimü-

thige Aeußerungen bei den damaligen politischen und religiösen Verhältnissen des Toggenburg's zog er sich eine Verfolgung zu, die ihn 1672 oder 1673 sein Vaterland eilig zu verlassen nöthigte. In Herisau, dem Ort seines neuen Aufenthaltes, wo er seiner Geschäfte wegen schon vorhin bekannt und geschätzt war, diente er — eine beinahe unerhörte und kaum glaubliche Vereiningung! — dem Mercur und den Musen zugleich, und überdies zählte die ernste Mathematik den Epigrammendichter Grob, wie in spätern Zeiten den Epigrammendichter Kästner, unter ihre Eingeweiheten.

Wer mehr thut, als leben und ein Weib nehmen, in dessen Lebensbeschreibung verdient der Umstand, daß er ein Weib nahm, allerdings auch eine Erwähnung. Unser Dichter schwur im Jahr 1680 eben so muthvoll zu der Fahne des Hymen, als er neunzehn Jahre früher zu der Fahne des Mars geschworen hatte, und die Schöne, die ihn mit ihrer Hand beglückte, war die Jungfrau Catharina Ziegler auf Gais. Die Namen zweier andern Jungfrauen, um die er sich vergebens bewarb, hat die Geschichte, da sie ein Dichterherz und eine Dichterhand verschmähten, von Rechts wegen untergehen lassen. Die letzte von beiden, die in Kappel lebte, lehnte zwar seinen Antrag nicht geradezu ab, aber sie ermüdete mit ihren Eltern seine Geduld durch Zögern und Unentschlossenheit so sehr, daß er die zaudernde Phyllis plötzlich verließ, und nachdem er zuvor sich an ihr, wie es einem Dichter geziemt, durch ein Epigramm gerächt hatte, nach dem Ort eilte, wo ein eben so schneller, als glorreicher Sieg seiner wartete.

Diesen Sieg besang der Siegreiche selbst in folgenden Versen:

„Man sagt, Mercurius sei an dem blauen Bogen  
Der Stern des Uebelstands, und schneller List gewogen;  
Der Mond nimmt zu und ab; der Ithetis grünes Reich  
Ist auch sehr wandelbar, und steigt den Winden gleich;

Das Spiel verkehrt sich oft; wie muß doch oft ein Ballen  
Bald hoch, bald nieder gehen, bald da, bald dorthin fallen;  
Sedoch man nenne mir, was man noch sonst kann,  
In zweier Wochen Frist hab' ich doch mehr gethan.“

Acht Freunde des Dichters feierten seine Verbindung mit eben so viel Gedichten, die zusammen gedruckt wurden, und erst das Titelblatt dieser kürzlich aufgefundenen Sammlung machte den Hrn. Hauptmann Grob mit der Abstammung seines Urgroßvaters bekannt.

Auch auf dem politischen Schauplatze sehen wir unsern Dichter in einer ihm nicht unrühmlichen Thätigkeit, durch die er sich nicht minder gültige Ansprüche auf die Bürgerkrone, als in seiner poetischen Laufbahn auf den Lorberkranz erwarb.

Während nämlich im Jahre 1688 seinem Vaterlande bei der Stellung der französischen und kaiserlichen Heere an den Grenzen der Schweiz, wegen Konstanz und der vier Waldstätte, große Gefahr drohte, ließ er eine mit Freimüthigkeit und Wärme abgefaßte Flugschrift drucken, die ihn nicht nur dem kaiserlichen Minister, Baron von Landsee, empfahl, sondern auch nicht ohne Einfluß auf die Landesangelegenheiten blieb. Eben diese Schrift, bei deren siegreichen Vertheidigung gegen den Angriff eines nicht unbedeutenden Gegners der Verfasser nach dem Urtheil des Hrn. Professor Fels nicht gemeine historische und publicistische Kenntnisse entwickelte, war es auch, für die er, nach einer Angabe im fünften Theil der Bibliothek der Schweizergeschichte des Hrn. von Haller, mit der Erhebung in den Adelsstand belohnt wurde, und die ihm zugleich das Vertrauen erwarb, das ihm die Regierung im Jahr 1690 durch seine auf die damalige, der Schweiz so lästige, Fruchtsperre sich beziehende Sendung nach Augsburg an den Kaiser bewies.

Diese Sendung hatte den gewünschten Erfolg, und erforderte, da der Kaiser, dem er schon früher einen lateinischen Brief, zwei lateinische Epigramme, und zwei deutsche Ge-

dichte, eines auf die Ankunft des Monarchen in Augsburg, und das zweite auf die Krönung Joseph's zum König von Ungarn, durch die schweizerischen Abgesandten hatte überreichen lassen, ihn sogleich zur Audienz zuließ, nicht mehr als eine Zeit von zwanzig Tagen. Ein Denkmal seiner bei dieser Gelegenheit erprobten patriotischen Sparsamkeit liefert die noch vorhandene Berechnung der Reisekosten, die sich mit Inbegriff der Geschenke an die kaiserliche Kanzlei und der Trinkgelder nicht höher als auf 66 fl. 3 fr. 4 hl. beliefen.

An der Erhebung des Dichters in den Adelstand zweifelt Hr. Professor Fels aus mehrern Gründen der Wahrscheinlichkeit, vorzüglich aber darum, weil sich, wie er sagt, unter den Familienpapieren das Diplom nicht findet. Allein mag es auch noch so unwahrscheinlich sein, daß unser Dichter den Adel erhielt, es ist gewiß, daß er ihn erhalten hat. Und diese Gewißheit gründet sich auf das im Morgenblatt mit der ersten Nachricht von ihm abgedruckte Epigramm an den Cassian, indem es sich schlechterdings nicht denken läßt, daß ein Dichter der ganzen Welt durch den Druck bekannt macht, ein von ihm besungener Kaiser habe ihm Schild und Adel geschenkt, wenn es — nicht wahr ist. Der Dichter Johann von Grob hatte übrigens, wie sich aus mehrern Stellen seiner Gedichte ergibt, keine höhere Meinung von seinem persönlichen Werth, als zuvor der Dichter Johann Grob. Eine Bescheidenheit, die ihm um so mehr zur Ehre gereicht, je seltener sie ist. Vielleicht machte er sogar von dem erhaltenen Vorzug, der ihn, nach der Bemerkung des Hrn. Professor Fels, von dem ihm ertheilten Landrecht ausgeschlossen haben würde, wenig oder keinen Gebrauch.

Was seine Schriften betrifft, so ist von seinem im Jahr 1678 erschienenen ersten Werke, der dichterischen Versuchgabe, eine ins Reine geschriebene, und sogar schon mit der Vorrede versehene Handschrift vom Jahr 1665 vorhan-

den. Er leistete also, da er seine Gedichte dreizehn Jahre im Pult behielt, und während dieser Zeit sie zu verbessern nicht müde wurde, noch mehr, als die bekannte strenge Regel des Horaz von dem Dichter fordert, und wird ohne Zweifel wegen dieser unerhörten Selbstverläugnung dem großen Haufen unserer heutigen Dichterlinge so lächerlich erscheinen, als wegen des öffentlichen Schweigens von seinen Reisen den zahlreichen litterarischen Bagabunden, deren Gänsekiel so wenig ermüdet, als ihre Füße.

Die zweite, unter dem Namen poetisches Spazierwäldlein drei Jahre nach dem Tode des Dichters im Jahr 1700 erschienene Sammlung hatte den Sohn desselben, der Doctor der Arzneikunde war, zum Herausgeber. Man wird fragen, was den Verfasser abhielt, sie selbst ans Licht zu stellen, und die wahrscheinlichste Antwort liegt in der Geschichte seines Lebens, und besteht darin, daß die Narren im Jahr 1678 nicht weniger in Wuth geriethen, wenn man ein Lied von ihrer Narrheit sang, als die Narren im Jahr 1813. Der Dichter hatte aber bei dem ersten Gebrauch, den er von den Waffen Juvenal's und Martial's machte, die Geißel über eine zu große Herde von Opferthieren der unter dem Namen Satyre bekannten spottenden Nemesis geschwungen, als daß er den Folgen des Ingrimms der Gezüchtigten ganz hätte entgehen können, ob es gleich kaum glaublich ist, daß es auch damals schon eben so verworfene, scham- und hirnlose Kästerschriftenudler, und mit ihnen auf gleichen Rang Anspruch machende Wochenblättler gegeben habe, als in unsern Tagen. Genug, die Freimüthigkeit des Dichters wurde, wie immer, mit Verläumdungen und pöbelhaften Schmähungen belohnt, und da ein Mensch auf alle Fälle besser dabei fährt, wenn er seiner Asche fluchen, als wenn er sich zu Asche verbrennen läßt: so war es, wenn auch nicht ganz tapfer, doch desto klüger, daß der schweizerische Tugendeißerer und Sittenzuchtmeister mit den Gegenfüßlern des Menschenverstands und der Rechtlichkeit einen

stillschweigenden, mehr als zwanzigjährigen Waffenstillstand einging, bis die undurchdringliche und unbezwingliche Scheidemauer zwischen der Welt und dem Menschen ihm einen ewigen Schutz gegen die Kothschleudern des Gesindels gewährte. Uebrigens mag auch nach allen Umständen der Ertrag seiner ersten Sammlung ihn nicht sonderlich zur Unternehmung einer zweiten angespornt haben.

In sieben noch vorhandenen, von dem Dichter eigenhändig geschriebenen Heften finden sich beinahe lauter in beiden Sammlungen bereits abgedruckte Gedichte, und von den wenigen ungedruckten sind die meisten Gelegenheitsgedichte, deren Gehalt auf keine Aufbewahrung Anspruch macht. Nur folgende zwei Epigramme verdienen durch das Morgenblatt dem Untergang entrissen zu werden, und mögen also diese Nachrichten beschließen.

#### Physiognomik aus den Ohren.

Man erkennt an dem Ohr eines jedes Art und Sitten;  
Doch viel besser, wenn es schon durch den Henker abgeschnitten.

#### Ueber das Bildniß eines artigen Töchterleins.

Was ist dieses für ein Bild, das mit solcher Zierde prahlet?  
Ist denn hier ein Engelein mit dem Pinsel abgemahlet?  
Nein, die Kleidung weist es anders. Nun, was mag es sonst  
sein?

Es ist meines liebsten Freundes wunderschönes Töchterlein.  
Schaut doch, wie des Künstlers Fleiß der Natur so nahe gehet;  
Denn, wenn dieses holde Kind neben seinem Bildniß stehet,  
So bedünkt mich das Gemälde mit dem Leben angethan.  
Und die Magdalena selber schau' ich für gemahlet an.

555005

#### Das Testament des Hrn. Johannes Walser in Messina.

Wir haben uns redliche Mühe gegeben, Materialien zu einem umfassenden Nekrologe des Hrn. Johannes Walser, der den 15. Mai